

GERHARD TÄNZER

REISE IM WINTER

**von Deutschland nach
Deutschland
in meine Stadt
oder
Vom Saarland nach Nord-
hausen am Harz**

Aufgebrochen bin ich nach Öffnung der Grenze. Ich bin allein gereist, habe niemanden benachrichtigt und niemanden besucht, ich wollte die Stadt, nach 34 Jahren, für mich allein haben. Ich habe begonnen an dem Punkt, wo ich die Stadt, am frühen Morgen, mit einem Kleiderkoffer in der Hand, verlassen habe. Das Bahnhofsgebäude mit seinem Giebeldach, die roten Signalarme an den Geleisen, noch immer ziehen Dampflokomotiven die Züge und tuten bei der Abfahrt, überall in der Stadt habe ich sie gehört. Nur der Wartesaal, in dem meine Mutter so schrecklich geweint hat, ist nun ein Verwaltungsraum.

Am Rand des Bahnhofsvorplatzes das Haus, in dem meine Großeltern nach dem britischen Bombenangriff vom 4. April 1945 gewohnt haben, Sandstein mit Jugendstilornamenten, es steht wie es stand, ich könnte die Treppen hinaufsteigen zu den kleinen Fenstern unter dem Dach, und meine Großmutter öffnete die Tür und sagte: »Da bist du ja, Junge.« Der kleine Schreibwarenladen in der Bahnhofstraße, die jetzt Karl-Marx-Straße heißt, ist noch immer der kleine Schreibwarenladen, dort, wo meine Schulfreundin gewohnt hat, zieren noch immer vier Jünglinge den Erker, und noch immer werden im Erdgeschoß Eisenwaren verkauft.

Den Blick von der Brücke über die Zorge, jenem Rinnsal im Sommer, jener »Zornigen« bei der Schneeschmelze im Harz: am Ufer die alten Kastanien, auf dem Wasser die Enten, meine Mutter hat sie gefüttert, und noch immer stehen in der Strömung, bei meinem geduldigen Auge, schwarzrückig, Forellen.

Die verwahrloste Druckerei, in der mein Vater als Buchhalter gearbeitet hat, ist

immer noch verwahrlost, das schieferverkleidete Gasthaus »Zur Sonne« ist noch immer das schieferverkleidete Gasthaus »Zur Sonne«, aber der Klosterhof ist verschwunden, die Linden, deren Blüten ich rieche, deren Bienengesumm ich höre, stattdessen Container für Lastkraftwagen, einige Hundert.

Hinter einem Lagerhaus die Stiege zu Unserer Lieben Frau am Berge, die steilen Stufen, die Steinmauer, das Eisengeländer, die überhängenden Sträucher, mein Kinderweg von den Großeltern nach Hause. Ein feste Burg ist unser Gott, mitten im Schutt.

Nachkriegs-Neubauten, ein Jugendstilhaus mit Blumenranken, von Löchern bedroht, der Taschenberg ist geteert, aber auf dem Bürgersteig hüpfte ich auf den alten roten Sandsteinplatten. Der Laden des Milchmanns ist jetzt eine Kohlenhandlung, das Haus 18c, wo meine Eltern zur Miete gewohnt haben, ist das Haus 18c, eine Frau, die herauskommt, sagt mir, ich ginge besser nicht hinein. Die Schützenstraße ist noch immer ungepflastert, hat aber den Namen gewechselt, die Nummer 29 ist noch am alten Platz: das Haus meiner Eltern, von den Großeltern geerbt, von den Briten zerstört. Der Bauerngarten ein Ziergarten, ein neues Haus und ein Schild, daß ein Steinmetz dort wohnt. Gegenüber auf einer Anhöhe der Sportplatz, hinter Sträuchern und Maschendraht. Da ist das Loch in den Maschen, da stehe ich oben, da kämpfen die Hitlerjungen, marschieren und singen. Da ist der Judenfriedhof, da ist die Mauer, an der ich liege, da sind die Brennesseln, in die ich falle auf der Flucht vor den britischen Bomben.

Der Alte Friedhof. Die weißen Engel, die schlummernden Mädchen, die Jünglinge mit den gesenkten Fackeln unter den hohen Bäumen im Mondlicht - hatte ich vor, auf der Friedhofsmauer zu sitzen? Alles ist abgetragen bis auf den letzten Stein. Ich gehe zu der Stelle, wo ich meine, daß mein Onkel, ein Selbstmörder mit 16 Jahren, sein Grab, das meine Großmutter so sehr gepflegt hat, haben mußte.

Stadteinwärts mein Schulweg, an der Promenade vorbei. Bismarck ist abgeräumt, nicht nur der Mann, auch der Sockel.

Das Haus, in dem Käthe Kollwitz gewohnt hat, eine Idylle. Hinter der nächsten Ecke die Humboldt-Oberschule, ein neo-klassizistischer Bau in weißer Farbe mit braunen Fensterstürzen. So sehe ich sie auf unserem Abiturfoto von 1955. Heute steht sie hinter den Kastanien grauschwarz. Aber offen. Der Aufgang: die ausgetretenen Steine, in der Treppenwende die runde Uhr, die mich Verspäteten die Stufen hinaufjagt, der Klassenraum, das dunkle Parkett, die schmalen Fenster, das Knarren unter den Füßen, gleich tritt Dr. Göring herein und lehrt mich lateinisches Gruseln.

Stadteinwärts die Altstadt: Die Blasiikirche evangelisch verschlossen, am Abend Friedensgebete, das Fachwerk-Pfarrhaus gepflegt, in der Altendorfer Kirche am Sonntag die drei letzten Kantaten von Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium, ich stehe an deiner Krippen hier, die nackten Dachsparren der Häuser, die zerschlagenen Fenster, die vernagelten Türen, ein Haus in Trümmern, ein anderes frisch gemalt mit dem Schild vom ersten kommunistischen Kindergarten der Stadt. Das Stadttor, mein Grundschulweg, ein Lagerplatz hinter Draht.

Doch das Schulhaus steht noch im selben, nun schwärzlichen Klinker, in den Gängen die gleiche grauweiße Farbe, auf den Klassenraumtüren die Aufschriften in Russisch, ich kann sie noch lesen.

Daneben der Dom, auf dem Kirchhof das blumengeschmückte Grab der drei Mädchen, die unter den britischen Bomben starben (drei von neuntausend), aus dem Schornstein des Küsters weht schwarzer Qualm, der Geruch des Sonntags im Winter beim Kirchgang, der Geruch der Stadt, die katholischen Tore sind zu, der Opferstock, sagt die Frau, die mich die Klinken probieren sieht, ist geplündert.

Das Wiederfinden von vergessenen Orten im Gedächtnis: Wenn ich um diese Ecke gehe, stehe ich vor einem Schuhladen. Ich gehe um die Ecke, und der Schuhladen hat seinen Platz nicht verlassen.

Der farbenfrische Roland vor dem rußigen Rathaus, die Wohnblock-Kisten die Straßen entlang, kein Baum, kein Strauch, nicht Blume, nicht Gras. Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Briten kämen.

Im Theater ein Ärzte-Kongreß, ich bin dabei, der rote Samt auf den Sitzen, die runde Jugendstil-Leuchte, Figaros Hochzeit, ja, Figaros Hochzeit im Park vor den klassischen Säulen.

Die Oberstadt leuchtet: die Wege mit den doppelten Reihen von Eichen und Linden, die Gärten hinter den sockelgetragenen Zäunen, die Villen der vertriebenen Fabrikanten, das Haus meiner Tante, in dessen Mansarde wir nach dem Krieg froren und kochten. Apfelbaum und Mandelbaum, Pflaumenbaum und Kirschenbaum - die Ligusterhecke ist verschwunden und mit ihr meine Kusine Brigitte, die sich hinter ihr versteckt hat, nur der Mandelbaum steht.

Der Rosengarten mit Springbrunnen und Laternen, die Rodelbahn das Spiel mit dem Tod. Von den vier Restaurants haben zwei wegen Renovierung gesperrt, die beiden anderen bedienen ab 16 Uhr. Zwei Cafés versprechen das gleiche, in das dritte paßt keine Fliege mehr hinein. Kein Bäcker. Kein Stand mit Thüringer Bratwurst. Der Ansichtskartenladen ist aus technischen Gründen geschlossen, die Post wird renoviert, auf der Behelfspost gibt es keinen Briefkasten, wohl aber am Bahnhof. Im Fleischwarenladen stehen dreißig Leute Schlange, sehr diszipliniert einer hinter dem anderen, die jungen Frauen hinter der Theke arbeiten und lächeln, nach einer halben Stunde habe ich meine Thüringer Knackwurst und trete die Rückreise an. Einige hundert Kilometer weiter, auf der Autobahn jenseits der Grenze, springen mir die Tränen in die Augen.

Gerhard Tänzer wurde am 18. März 1937 in Nordhausen/Thüringen geboren. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte in Göttingen ging er in den niedersächsischen, später in den saarländischen Schuldienst. Mitglied des VS.

Veröffentlichungen:

»Hier und anderswo«, Alltagsgedichte, Dillingen/Saar 1979; »Am Ende des Parks«, Hörspiel, Saarländischer Rundfunk 1981; »Die Nachtwache«, Theaterstück, Uraufführung Bayreuth 1984; »Der Schrei«, Theaterstück, Uraufführung Bayreuth 1986; »Eine alte Geschichte«, Hörspiel, Saarländischer Rundfunk 1987; »CRICRI«, konkrete Poesie, Lebach/Saar 1987; »Die Nachtwache«, Stücke und Hörspiele, Lebach/Saar 1987; »Schönes Blumenfeld«, kleine erotische Versschule, Landau/Pfalz 1985 (Fischer Taschenbuch 1988).